

Universitätsgottesdienst am 9.11.2014 in der Neustädter Kirche
Pfarrer Michael Krug

Evangelium: Mt 5,38-45

Liebe Gemeinde,

es war still, ganz still im Leipziger Stasi-Untersuchungsgefängnis in der Beethovenstraße. Keine Stimme war zu hören, keine Geräusche auf dem Flur. Zum Glück gab es den Zellengenossen, mit dem ich mich unterhalten konnte, natürlich leise. Wir haben sogar miteinander gesungen, Lieder der „Neuen Deutschen Welle“, die damals, im Jahr 1983, auf ihrem Höhepunkt war. Außerhalb der Zelle aber herrschte fast völlige Stille.

Wie anders klang dagegen die U-Haft-Anstalt der Kriminellen gleich nebenan. Dort riefen die Häftlinge aus den Fenstern heraus; sie konnten auch hinausschauen und sich auf dem Freihof miteinander unterhalten. Bei uns dagegen versperrte eine versetzt angebrachte Doppelreihe von Glasbausteinen, die nur wenig frische Luft einließ, jeden Blick nach draußen. Freihöfe hatten wir auch, sogar viele. Wir nannten sie „Schweinebuchten“, denn sie waren nicht viel größer als 2x4 Meter, im Grunde so groß wie unsere Zelle, umgeben von einer ca. 3m hohen Mauer. Dort hinein kamen wir nur zellenweise, sahen also auch niemanden anderes. Immerhin konnten wir den Himmel sehen. Sprechen war allerdings völlig verboten. Trotzdem freute ich mich jeden Tag auf die 15 min Freistunde und hoffte sehr, dass es nicht regnete, denn dann fiel sie aus.

Das einzige Geräusch, das durch die Stille des Knastes drang, war das laute Schließen der Türschlösser. Die uralten Schlösser machten richtig Lärm. Er ließ uns ahnen, wie viele Leute hier einsaßen.

Wenn es bei uns schloss, dann wurde es spannend: Ging es zur Freistunde oder zum Verhör? Wurden wir beide herausgerufen, war es klar. Schaute der Schließer aber nur einen an und rief z.B. zu mir: „26/1, mitkommen!“, dann war Verhör angesagt. 26 war übrigens die Nummer der Zelle, und 1 war ich. Mein Zellengenosse war die Nummer 2. Mit unserem Namen wurden wir nie angesprochen, der hätte uns nur menschlich gemacht.

Trat ich dann aus der Zellentür heraus, dann kam das unvermeidliche „Gesicht zur Wand!“ Der Schließer schloss die Zelle ab und knallte den Riegel und die Fanghaken wieder zu. Dann führte er mich durch die Gänge, auf denen - gar nichts zu sehen war. Ein rotes Licht an den Durchgängen signalisierte: Häftling unterwegs! Und es durfte immer nur ein einziger unterwegs sein. An jeder Tür wieder das monotone „Gesicht zur Wand!“, bis endlich das Zimmer des Vernehmers erreicht war. Hier gab es mehr zu sehen, z.B. ein Bild von Erich Honecker und eines von Feliks Dzierzynski, dem Gründer der Tscheka, ein Bluthund vor dem Herrn.

Nach dem Verhör das gleiche Spiel, das ewige „Mitkommen“ und „Gesicht zur Wand!“, bis wieder die Zelle erreicht war. In ihr fühlte ich mich dann fast zuhause. Hier gab es einen

mitfühlenden Leidensgenossen, hier hallten nicht nur Befehle durch die Luft.

Ja, es war still im Knast, sehr still. Wer versuchte, sich mit der Nachbarzelle mittels Klopfzeichen zu unterhalten, wurde schnell zur Räson gebracht. Manchmal aber, sehr selten wurde die Stille durchbrochen. Dann hielt sich einer mal nicht an die Regeln und rief z.B. laut: „Katrin, ich liebe dich!“ - in der Hoffnung, dass seine Frau es ihrer Zelle irgendwo in diesem Bau hören konnte. Dem Ruf folgte hektisches Schließen, Schlaggeräusche und Schmerzensschreie. Dann rumpelte es auf dem Gang und den Treppen, bis der Mutige in den Keller geschleift worden war. Und wieder herrschte Stille.

Ja, die DDR war keine Lachnummer, ihre Schergen keine Witzfiguren wie in „Sonnenallee“ oder „Good bye Lenin“. Sie schlugen, an der Grenze schossen sie auch, bis wieder Ruhe einkehrte.

Diese Stille, dieses „Gesicht zur Wand“ und dieses „Mitkommen!“ begleiteten mich 4 Monate lang. Dann kam es zum Prozess und zur Verurteilung zu 15 Monaten Haft. Anschließend ging es auf Transport in den Vollzug nach Naumburg, und die Stille war schlagartig vorbei. Nun war ich nie mehr allein. Ständig wuselten Mithäftlinge um einen herum. Dabei hatte ich Glück und landete im Neubau: Hier wurden nur 15 Gefangene in eine 36 Quadratmeter große Zelle gepfercht, jeder hatte immerhin 2,4 Quadratmeter für sich. Mit Dreistockbetten war das machbar. Im Altbau mussten 30 Leute in einer Zelle hausen, ohne abgeteilte Toiletten.

Nach all der Isolation der Stasi eröffnete sich plötzlich eine ganz neue Welt: Die Hälfte der 1000 Häftlinge in Naumburg war politisch, saß wie ich wegen Republikflucht, wegen staatsfeindlicher Hetze oder wegen „Beeinträchtigung stattlicher oder gesellschaftlicher Tätigkeit“ - ein Gummiparagraph, mit dem man alles unter Strafe stellen konnte. Wir waren ein buntes Sammelsurium von Menschen: Die jüngsten waren 18 so wie ich, der älteste auf unserem „Kommando“ war 75. Das berufliche Spektrum reichte vom Hilfsarbeiter bis zum Professor. Bei vielen saß auch die Frau ein, und die Kinder waren irgendwo in einem Heim. Einer von uns war blind, ein anderer deutlich geisteskrank, ein dritter sah aus wie ein Streuselkuchen. Er war in eine Selbstschussanlage geraten.

Eines verband uns alle: Wir wollten hier raus, raus aus diesem Staat. Deshalb hatten wir versucht, über die Grenze zu kommen, hatten Kontakt in den Westen aufgenommen oder uns irgendwie um Ausreise bemüht. Hoffnung auf Veränderung dieses Systems hatte keiner von uns, deshalb wollten wir nur fort. „DDR - Der Dumme Rest“, das war unser Motto.

Einer aber wollte nicht raus, er hatte richtig Angst, abgeschoben zu werden. Es war der älteste von uns, der 75jährige. Als er neu zu uns auf die Zelle kam, erregte er Aufsehen: Abends kniete er sich neben sein Bett und betete. So etwas hatte ich noch nie erlebt. Aufgewachsen in einer sozialistischen Familie mit einem Stasi-Offizier als Vater waren Gott und Kirche nie, wirklich nie ein Thema gewesen. Zwar hatte ich Klassenkameraden gehabt, die in der Kirche aktiv waren, aber die waren nur ein Randphänomen.

Und nun dieser alte Mann: Wie er berichtete, hatte er 8 Monate abgefasst, weil er seinen

Enkel nicht angezeigt hatte, obwohl er von dessen Fluchtplänen wusste. Er hatte den Enkel bekümmert, nicht zu fliehen. Doch der ließ sich das nicht ausreden, gab seinem Opa Dokumente und Wertgegenstände zur Aufbewahrung und zog los. Natürlich wurde er geschnappt, und natürlich kam die Stasi schnell dahinter, wer eingeweiht gewesen war. So kam der alte Mann zu uns. Da er richtig fromm war, betete er dann abends vor seinem Bett. Das hat mich fasziniert, weil ich es absolut nicht verstehen konnte. Wir kamen ins Gespräch, und er gab mir seine Bibel zu lesen. Ganz ehrlich: Im 2. Buch Mose sank meine Lust weiterzulesen auf Null. Die ewigen Gesetzestexte sind ja nun wirklich stark gewöhnungsbedürftig. Auf Empfehlung des Mannes startete ich mit dem Matthäusevangelium neu, aber auch da kam der Punkt, an dem sich alles in mir dagegen wehrte. Besonders in der Bergpredigt gab es Stellen, die ich als Unsinn empfand, als völlig lebensfremd. So auch unseren heutigen Evangeliumstext, wo es u.a. heißt: [Mt 5,38-41]

Eine zweite Ohrfeige aushalten, auch den Mantel geben, eine zweite Meile mitgehen - bitteschön, das ist kein großes Problem. In der Wirklichkeit des Knastes in Naumburg hatte das Backe-Hinhalten aber noch eine andere Bedeutung. Gleich am ersten Tag, als ich dort eintraf, ging mir ein krimineller Mithäftling in den Toilettenraum nach. Später erfuhr ich, dass er schon im Jugendknast reichlich Nachschlag wegen gemeinschaftlicher Vergewaltigung bekommen hatte. Für ihn war so ein zarter 18jähriger wie ich natürlich begehrenswert - „Frischfleisch“. Zum Glück hatte ich Boxen im Sportunterricht gehabt, und zum erstenmal in meinem Leben schlug ich ohne Handschuhe zu. Ich hatte furchtbare Angst, dass sich die anderen Kriminellen nun auf mich stürzen würden, aber nichts dergleichen passierte. Vielmehr stand ich nun im Ruf, mich zu wehren, und hatte im Großen und Ganzen meine Ruhe. Die andere Backe hinhalten - Pustekuchen! Nicht mit mir!

Den Satz Jesu mit der zweiten Meile kann man ja auch so übersetzen: Wenn dich die DDR nötigt, bei ihr zu bleiben, dann tritt möglichst noch in die Partei ein und engagiere dich. Nicht mit mir, ums Verrecken nicht!

Ja, es ging wirklich ums Verrecken: Ich hatte mich lange auf meine Flucht vorbereitet und mir zwei Szenarien vorgestellt: Entweder ich schaffe es, oder ich werde erschossen. An Knast hatte ich keinen Gedanken verschwendet, umso größer war dann der Schock.

In der Wirklichkeit des Knastes und der DDR-Diktatur empfand ich die Bergpredigt als Unfug, jedenfalls die Passagen, in denen es um Vergeltung und Feindesliebe geht. Der alte Mann sah das anders. Er hatte die Bergpredigt verinnerlicht, dazu auch Stellen wie Röm 13,1: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat“, oder Jer 29,7 „Suchet der Stadt Bestes“. Eine Ausreise kam für ihn nicht in Frage.

Diese Haltung ist mir bei DDR-Christen später noch öfter begegnet. Ich lernte sie nach meinem Zonenstich im Oktober 1984 kennen. Zonenstich hieß, zurück in die DDR entlassen zu werden. Das war das Schlimmste, was mir damals passieren konnte. Mehr als 90% der politischen Häftlinge wurden damals freigekauft und kamen vom Gefängnis aus in den Westen. Da sich das draußen aber einigermaßen herumgesprochen hatte, versuchten viele,

über den Knast auszureisen. Für einen jungen, gesunden Menschen war das wirklich eine schnelle Art, dieses Land zu verlassen. Er ging z.B. zur Grenzübergangsstelle Berlin-Friedrichstraße und legte dem Grenzer seinen DDR-Personalausweis hin. Dafür gab es ein Jahr oder etwas mehr, aber nach ca. zwei Dritteln der Zeit war er im Westen. Andere stellten sich mit einem Plakat „Ich will hier raus“ auf den Alexanderplatz. Sie standen höchstens eine Minute, bekamen für diese Aktion ebenfalls so 1-1,5 Jahre und wurden freigekauft.

Damit das aber kein sicherer Weg war, es keine Garantie gab, mussten 10% von ihnen voll absitzen und stachen anschließend - nicht in See, sondern in die Zone. Deshalb Zonenstich. Ich hatte mir damals überlegt, ob ich mir nicht gleich im Knast noch Nachschlag holen sollte, um vielleicht doch noch abgeschoben zu werden. Dazu hätte es genügt, einen kleinen Zettel in die Kiste mit den Möbelteilen zu legen, die wir für IKEA hergestellt haben. Auf dem Zettel hätte dann gestanden: „Das ist die Produktion politischer Häftlinge der DDR.“

In meiner Naumburger Zeit hat das mal einer gemacht, denn wir mussten irgendwann alle mal eine Schriftprobe abgeben. Aber dafür hätte ich als Vorbestrafter wohl 2-3 Jahre bekommen: „ungesetzliche Verbindungsaufnahme“ war ein Straftatbestand, ebenfalls „Landesverräterische Nachrichtenübermittlung“. Außerdem ging es mir nach meinen 15 Monaten nicht mehr besonders gut, und ich wusste nicht, ob ich noch mehrere Jahre aushalten würde.

So machte ich meinen Zonenstich, fuhr noch am Entlassungstag nach Ostberlin zu Rechtsanwalt Vogel und bestand auf meiner Ausreise. „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ - vergiss es!

Die Gespräche mit dem alten Mann hatten mich aber trotzdem verändert. Ich ging von nun an in die evangelische Kirche meines Heimatortes, bekam eine Erwachsenenunterweisung, besuchte einen Hauskreis und ließ mich 1985 taufen. Trotzdem wollte ich nach wie vor weg aus diesem Staat. Die Erlebnisse im Knast ließen sich nicht verdrängen, auch wenn mein Hauskreisleiter gern Paulus zitierte: „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden.“

Ja, Neues ist durchaus geworden, aber das Alte, die Erinnerungen und Traumata, sind nicht vergangen, bis heute nicht. Sie verblassen, aber sie sind nicht weg.

Meine damaligen Mitchristen waren so wie der alte Mann im Knast. Sie ließen sich nicht vereinnahmen, leisteten aber auch keinen Widerstand. Das wäre nicht die Aufgabe der Kirche. So sahen es auch viele Pfarrer. Nur wenige hatten den Mut, ihre Kirchen für Dissidenten zu öffnen, für Umwelt- und Friedensgruppen. Die meisten anderen hielten eher die andere Backe hin.

Erst im Jahr 1989 wagten es immer mehr Christen, Widerstand zu leisten, zuerst zaghaft, dann immer mutiger. Sie ließen sich nicht mehr alles gefallen, gingen nicht mehr jede Meile mit. Trotzdem verleugneten sie Jesus und seine Friedensbotschaft nicht. Ihr Ruf „Keine Gewalt!“ war im ganzen Land zu hören und führte dazu, dass die Wende wirklich friedlich

abging und das am 9. November 1989, vor 25 Jahren, die Mauer fiel.

Mein Mauerfall war schon viel eher. Am 29. Juli 1986 durfte ich ganz offiziell die DDR verlassen und fuhr mit dem Zug nach Gießen. Obwohl ich keinerlei Verwandte hier hatte, kam ich endlich nach Hause. Manches war sicher gewöhnungsbedürftig. Auch Freiheit will gelernt sein. Wenn ich z.B. als Student in die Mensa am Langemarckplatz ging, dann standen dort oft Leute von der Marxistischen Gruppe. Das war für mich anfangs kaum zu ertragen. Ich empfand es so, als ob nach 1945 irgendwelche Schwachköpfe die „reine Lehre“ des Nationalsozialismus verteidigt hätten. Hitler hätte sie nur falsch verstanden und missbraucht.

Letztlich gehörten aber auch diese Typen zur offenen Debattenkultur dieser Jahre. Damals gab es noch profilierte Politiker wie Willi Brandt, Franz-Josef Strauß, Petra Kelly und Hans-Dietrich Genscher, konnte man Zeitungen mit völlig unterschiedlicher Ausrichtung lesen, konnte über alles offen diskutiert werden, gab es keine Tabus. Einfach großartig.

Das hat sich leider geändert. Immer öfter habe ich ein Deja-vu, fühle mich in längst für überwunden geglaubte Zeiten versetzt. Streit zum Beispiel, die Grundlage jeder Demokratie, ist nichts Positives mehr. Achten sie mal auf die Verwendung des Adjektivs „umstritten“ in den Medien! Es hat heutzutage eine eindeutig negative Färbung.

Das macht mir große Sorgen, aber zugleich weiß ich um die Macht der Freiheit. Wir haben damals im Knast an sie geglaubt. Die friedlichen Demonstranten in Leipzig haben auf sie gesetzt. All die Hunderttausenden, die heute vor 25 Jahren zur Mauer und durch die Mauer gegangen sind, haben sie gespürt.

Unser Gott ist ein Gott der Freiheit. Das hat er beim Exodus, bei der Befreiung Israels aus der Knechtschaft, gezeigt. Und das zeigt er seitdem immer wieder, auch vor 25 Jahren. Der Jenaer Theologe Klaus Peter Hertzsch hat 1989 ein Lied gedichtet, das eigentlich für eine Hochzeit bestimmt war. Es bringt diese Hoffnung auf Freiheit und auf Leben wunderbar zum Ausdruck.

In der letzten Strophe heißt es: [EG 395,3]

Dazu kann ich nur Amen sagen.

[Es gilt das gesprochene Wort.]